Nebraska Staats-Anzeiger.
— 12 Seiten jede Woche. —

Esser & Schaal, Herausgeber.
1123 N Straße. Zimmer 26.
Neben Herpolsheimer & Co.

Entered at the Post Office at Lincoln, Neb., as second class matter.

Der „Nebraska Staats-Anzeiger" erscheint wöchentlich (Donnerstag) und kostet $2.00 für den Jahrgang. Nach Deutschland kostet dieses Blatt $3.00 und wird dafür portofrei wöchentlich expedirt.

Das Abonnement muß im Vorausbezahlt werden

Lokalnotizen 10 Cents per Zeile

Donnerstag, den 28. Februar 1901.

☞ Der „Nebraska Staats-Anzeiger" ist die größte deutsche Zeitung im Staate und liefert jede Woche

☞ 12 Seiten ☜

gediegenen Lesestoff. Unser „Sonntagsgast" das den besten deutschen Sonntagsblättern des Landes ebenbürtig an die Seite gestellt werden.

Wochenschau.

Ausland.

General Steyn und General De Wet haben folgende Proklamation erlassen:

„Allen Menschen sei zu wissen gethan, daß der Krieg, welcher der Transvaal Republik von der britischen Regierung aufgezwungen wurde, noch immer über Südafrika wüthet, daß alle Bräuche civilisirter Kriegsführung und auch die Conventionen von Genf und vom Haag vom Feinde nicht beobachtet werden, welcher der Genfer Convention zuwider, sich kein Gewissen daraus gemacht hat, Aerzte und Ambulanzen gefangen zu nehmen und sie zu deportiren, um unsere Verwundeten zu verhindern, ärztlichen Beistand zu bekommen; daß der Feind Material wegnahm, das zu den Ambulanzen gehörte; daß er nicht gezaudert hat, dem feierlichen Haager Abkommen zuwider, zu primitiven Maßregeln der Kriegführung zu greifen, Neutrale zu verhaften und sie zu deportiren, Marodeurbanden zum Plündern, Niederbrennen und Zerstören von Privateigenthum der Burghers auszuschicken; daß der Feind Kaffern und andere Eingeborene bewaffnet und sie im Kriege gegen uns benutzt hat; daß er fortwährend Frauen und Kinder und alte, kränkliche Männer gefangen nimmt und daß unter den Frauen viele Todesfälle vorgekommen sind weil der sogenannte „christliche" Feind keine Rücksicht auf Frauen auf dem Krankenbett oder auf jene nahm, deren Gesundheitszustand sie gegen rauhe Behandlung hätte schützen sollen. Ehrbare Frauen und zarte Kinder sind nicht blos rauh, sondern von Soldaten auf Befehl ihrer Offiziere auch schmachvoll behandelt worden. Ueberdies sind alte Mütter und Frauen, ja sogar Kinder genothzüchtig worden, und das Eigenthum von Kriegsgefangenen, sogar von gefallenen Burghers; ist nicht respektirt worden. In vielen Fällen ist der Vater und die Mutter fortgeschleppt worden, so daß das Haus unbeschützt und alles Eigenthum seinem Schicksal überlassen war und den Wilden leicht zur Beute fiel.

Der Welt ist vom Feinde, der Wahrheit zuwider, gesagt worden, er habe dieses Zerstörungswerk ausführen müssen, weil die Burghers die Eisenbahnlinien sprengen, die Telegraphendrähte zerschneiden und die weiße Flagge mißbrauchen. Fast alle Häuser in den Republiken sind zerstört worden, mochten sie in der Nähe der Eisenbahnen liegen oder nicht. Der angebliche Mißbrauch der weißen Flagge ist einfach eine Fortsetzung der immerwährenden Verläumdung, gegen welche die Afrikander sich zu wehren hatten, seitdem Gott sie in Berührung mit dem Engländer gebracht hat. Dem Engländer genügt es nicht, daß er seinen Gegner blos der Güter beraubt, er ist erst dann befriedigt, wenn er ihm auch seinen guten Namen geraubt hat.

Die Engländer erklären der Welt, die Republiken seien erobert, und nur hier und da setzten plündernde Banden den Kampf in einer unverantwortlichen Weise fort. Dies ist eine Unwahrheit. Die Republiken sind nicht erobert. Der Krieg ist nicht beendet. Die Truppen der zwei Republiken werden noch immer von verantwortlichen Anführern geführt, wie vom Anfang des Krieges an, und unter der Aufsicht der Regierung beider Republiken. Der Umstand, daß Lord Roberts und Lord Kitchener sich den Ausdruck „Marodeure" gewählt haben, um die Burgher zu bezeichnen, macht diese noch nicht dazu. Und wann war denn der Krieg vorbei? Vielleicht nach den Schlachten, in denen irreguläre Truppen, welche die Buren sind, den Feind gefangen nahmen und besiegten?

Die Burghers würden keine Männer sein, wenn sie den Feind ungestraft gehen ließen, nachdem er ihre Häuser aus bloßer Zerstörungslust vernichtet hat. Auch die Burghers in der Capcolonie empören sich dagegen. Die Capcolonie wird nicht blos Krieg führen, sondern sie wird auch in der Lage sein, Repressalien zu ergreifen, wie es bereits geschehen ist.

In Bezug auf Ambulanzen warnen wir deshalb die Offiziere der Truppen Sr. Majestät, daß, wenn sie nicht die Zerstörung des Eigenthums der Republiken einstellen, wir Rache nehmen werden, indem wir das Eigenthum der Unterthanen Seiner Majestät, die uns unfriedlich gesinnt sind, zerstören werden. Um aber Mißverständnissen vorzubeugen erklären wir hiermit offen, daß ihre Frauen und Kinder unbelästigt bleiben werden, trotz Allem, was Seiner Majestät Truppen uns thun mögen.

Wir verlangen von unseren Brüdern in der Capcolonie nichts, wir appelliren blos an sie, wie an die civilisirte Welt im Namen unserer gemeinsamen Civilisation und des gemeinsamen Christenthums uns beizustehen, der barbarischen Art der Kriegsführung unseres Feindes ein Ende zu setzen.

Unser Gebet wird immer sein, daß Gott, unser Vater, uns in diesem ungerechten Kriege nicht verlassen wolle.

Steyn und De Wet".

Inland.

Der Postdampfer „Rio de Janeiro" fuhr am Freitag Morgen während eines dichten Nebels bei der Einfahrt in's „Goldene Thor" bei San Francisco auf einen Felsen, in Folge dessen er in 20 Minuten untersank. Man nimmt an, daß nahezu 150 Menschen ertrunken sind, doch ist es unmöglich, die genaue Anzahl der Umgekommenen festzustellen, weil Zahlmeister John Rooney, der eine Liste der Passagiere und Mannschaften hatte, sich unter den Vermißten befindet. Der prominenteste Passagier auf dem Dampfer war Rounseville Wildman, Consul der Ver. Staaten in Hongkong, der von Frau und zwei Kindern begleitet war. Der Dampfer war unter Leitung des Lootsen Frederick Jordan, als das Unglück sich ereignete. Capitän William Ward ging mit dem Schiffe unter. So viel in Erfahrung gebracht werden konnte, waren 234 Menschen an Bord der „Rio de Janeiro". Die „Rio de Janeiro" war, als sie von Hongkong via Honolulu bei den „Heads" eintraf, drei Tage überfällig und der starke, zur Zeit herrschende Nebel veranlaßte den Lootsen Jordan, den Dampfer vor Anker gehen zu lassen, bis er die Einfahrt in das „Goldene Thor" würde erkennen können. Der Dampfer lag bis gegen halb 5 Uhr Morgens vor Anker und fuhr, als die Atmosphäre sich um diese Stunde klärte, langsam auf Point Bonitos zu. Zehn Minuten später stieß das Schiff gegen einen Felsen. Die Mehrzahl der Passagiere waren um diese Zeit unter Deck und man glaubt, daß viele in ihren Kojen ertrunken sind. Schlepper wurden sofort nach dem Schauplatze des Unglücks abgeschickt, die jedoch, als sie am Wrack ankamen, keine umhertreibenden Leichen fanden. Eine Anzahl Ertrinkender wurden von italienischen Fischern gerettet und die Leichen zweier weißer Frauen, dreier Chinesen und eines Japaners wurden durch Schlepper hierhergebracht. Die Suche nach weiteren Opfern ist den ganzen Tag hindurch fortgesetzt worden. Aus allen von den Geretteten gemachten Angaben geht hervor, daß die Offiziere ruhig und kaltblütig waren und mit so wenig Aufregung wie möglich ihre Befehle gaben. Kapitän Ward, der, als das Schiff auffuhr, an Deck war, gab den auf Wache befindlichen Matrosen sofort Befehl, dafür zu sorgen, daß die Passagiere so schnell wie möglich nach dem Vorderdeck geschafft würden. Zu gleicher Zeit gab der Quartiermeister ein Feueralarmsignal und binnen fünf Minuten waren alle Mannschaften auf ihrem Posten. Da der Dampfer, nachdem er auf dem Felsen aufgelaufen, fünfzehn Minuten lang seine aufrechte Lage innehielt, so war der Umfang des Schadens, den er erlitten nicht festzustellen. Trotzdem gab Kapitän Ward, der als erfahrener Seemann die Gefahr merkte, in der die 200 an Bord befindlichen Menschen schwebten, Befehl, die Rettungsboote herabzulassen. Während der ersten 15 Minuten, nach dem Auflaufen des Schiffes herrschte keine große Verwirrung, als aber dann der Bug des Dampfers plötzlich niedersank, stürzte Alles den Rettungsbooten zu. Eine Anzahl italienischer Fischer, die gerade ausgefahren waren, sahen das Sinken des Dampfers und eilten so rasch wie möglich herbei, um Hülfe zu leisten. Kapitän Ward war während der ganzen Zeit bemüht, die Passagiere zu beruhigen und eine Panik unter ihnen zu verhüten. Trotzdem stürzten viele der erschreckten Leute nach dem Geländer zu und sprangen über Bord. Einige derselben wurden gerettet, andere ertranken. Von den hundert Chinesen, welche zur Bemannung gehörten, stürzten sich viele in der Todesangst und Verzweiflung in's Meer. Capitän Ward blieb an Deck, bis der Dampfer so tief gesunken war, daß ihm das Wasser bis an die Brust reichte. Er kletterte dann auf die Commandobrücke und gab von dort aus seine Befehle, die jedoch in der furchtbaren Verwirrung kaum noch beachtet wurden. Daß der Dampfer fast sofort nach dem Aufstoßen auf dem Felsen sank, wird von der Mehrzahl der Geretteten bestätigt. Etliche der Passagiere sagen, der Dampfer habe sich sofort stark nach vorwärts geneigt und sei in fünf Minuten gesunken, während andere erklären, daß er nach dem Aufschlagen noch eine halbe Stunde flott gewesen sei. Der gescheiterte Dampfer liegt ungefähr dreiviertel Meilen südlich von Fort Point und ungefähr 1000 Yards von dem felsigen Ufer. Der Schornstein und ein Theil des Oberdecks ragen über das Wasser empor. Ueber das Schicksal des Capitäns Ward lauten die Angaben verschieden. Der Stewart des Dampfers sagt, er habe neben dem Capitän gestanden, als der Dampfer untersank. Zwei andere Ueberlebende sagen, sie hätten ebenfalls gesehen, daß der Capitän bis zum letzten Augenblicke auf seinem Posten ausgehalten habe, während der Quartiermeister Frederick Lindstrom nachdrücklichst behauptet, Capitän Ward habe es ähnlich gemacht, wie der britische Admiral Trion vom Kriegsschiffe „Victaria", indem er nach seiner Kajüte gegangen sei und daselbst hinter verschlossener Thüre sein Schicksal erwartet habe. Quartiermeister Lindstrom war einer der Ersten, die bei Meigg's Werft landeten, und das Erste was er sagte, war, daß Capitän Ward auf dem gescheiterten Dampfer untergegangen war. Seiner Angabe zufolge sei Capitän Ward nach einer Berathung mit dem Lootsen Jordan von der Kommandobrücke heruntergegangen. Er stand an Deck, als der Dampfer auf dem Felsen auflief. Der Ruf: „Die Boote bemannen!" erscholl, aber es war augenscheinlich, daß in der entsetzlichen Verwirrung ein systematisches Bemühen, die Passagiere zu retten, vergeblich sein würde. Jedermann war auf seine eigene Rettung bedacht. In diesem Tumult, behauptet Lindstrom, habe er den Capitän Ward auf dem Vorderdeck stehen sehen. Plötzlich habe sich der Capitän umgedreht und sei rasch nach seiner Kabine gegangen und sei hinter der Thür, die er hinter sich schloß, verschwunden. Eine Sekunde später sank der Dampfer unter. Capitän Frederick W. Jordan, der Lootse des verunglückten Dampfers, wurde von einem, dem Frederick Castrini gehörigen Fischerboote gerettet und nach Meigg's Station gebracht. In der Amtsstube des Zollbeamten gab er eine Schilderung des Unglücks. Als das Schiff auflief, habe er Befehl gegeben, alle Rettungsboote in Bereitschaft zu setzen. Das erste herabgelassene Boot sei das des Schiffsarztes gewesen. Auf einer Leiter habe er nebst einer Frau, die einen etwa achtjährigen Knaben gehabt, in das Boot zu steigen versucht. Als sie die Leiter halbwegs herabgestiegen seien, sei das Schiff plötzlich mit rasender Schnelligkeit gesunken, die Frau und der Knabe seien im Wasser verschwunden und er selbst sei ungefähr 50 Fuß ins Meer hinabgerissen worden. Er habe sich an die Oberfläche gearbeitet und sei schließlich von einem Fischerboote gerettet worden. Consul Wildchan befindet sich nebst seiner Familie unter den Umgekommenen.

Kann sich selbst kuriren.

Gonoya ist ein französisches Mittel für beiderlei Geschlechte und kurirt Gonorrhoe Gleet unnatürlicher Fluß, Entzündung, Reizung und Eiterung der Schleimhaut. Das Mittel wird innerlich genommen zusammen mit Einspritzungen und garantirt die schlimmsten Fälle in einer Woche zu kuriren oder freie Medizin bis eine Kur statt gefunden hat. $3 per Packet oder zwei für $5. Irgendwo hingesandt nach Empfang des Geldes. Garantirt von The Kidd Drug Co., Elgin, Ill.

Per Post im Groß- und Kleinhandel in **Riggs Apotheke** Lincoln, Neb., auch eine vollständige Auswahl in Gummiwaaren. Schreiber

Politische Duldsamkeit.

Obgleich ein unermüdlicher Gegner der Philippinen-Politik der republikanischen Bundesadministration, ist Senator George Frisbie Hoar von der republikanischen Mehrheit der Staatsgesetzgebung von Massachusetts einstimmig und ohne seine persönliche Einwirkung wieder erwählt worden. Er, der am 29. August dieses Jahres sein fünfundsiebzigstes Jahr zurücklegt, beginnt am 4. März dieses Jahres seine fünfte Bundessenatur; ununterbrochen seit 1877 gehört er dem Senat an; stets gab ihm die republikanische Mehrheit der Gesetzgebung seines Staates wieder den Vorzug, obgleich er nie ein blinder Parteiklepper war. Ueber seine neueste Erwählung aber sagt er in einem Dankschreiben:

„Ich verdanke diese Ehre großentheils der Güte von Männern, welche betreffs der größten politischen Frage dieser Zeit andere Meinung sind als ich, und der Mäßigung und Uneigennützigkeit von Männern, die mit Recht Mitbewerber hätten sein können. Ich weiß von keinem einzigen ähnlichen Beispiel in der politischen Geschichte dieses Landes."

Es giebt aber unbeschadet des guten Gedächtnisses des würdigen Senators Hoar, doch noch ein ähnliches Beispiel in der politischen Geschichte dieses Landes, und zwar aus dem Staate Hoar's selbst. Aber allerdings gelangte es nicht zu völliger Reife. Immerhin ist es interessant genug, um den Lesern vorgelegt zu werden.

Wer erinnert sich nicht des großen Bundessenators Charles Sumner von Massachusetts? Vom Jahre 1851 bis zu seinem März 1874 in seinem vierundsiebzigsten Lebensjahre erfolgten Tode war er eines der hervorragendsten Mitglieder des Senats, zuerst „Freesoiler" und seit dem Entstehen der republikanischen Partei einer ihrer gewichtigsten Führer. Doch im Jahre 1872 trennte er sich gänzlich von ihr, bekämpfte mit der größten Leidenschaft die Wiederwählung Grant's, unterstützte ebenso leidenschaftlich den von den Demokraten übernommenen Gegencandidaten Greeley, zeigte sich sogar geneigt, die demokratische Gouverneurs-Candidatur seines Heimathsstaates zu übernehmen. Als aber zwischen 1873 und 1874 in Massachusetts sich die Frage erhob, wer zum Nachfolger Sumner's im Bundessenat gewählt werden solle, da lautete in den republikanischen Kreisen von Massachusetts und in der dortigen republikanischen Presse die Antwort allgemein: „Kein Anderer als Sumner selbst." Und wäre er nicht nach kurzer Krankheit am 11. März 1874 in Washington gestorben, so würde er am 4. März 1875 eine nochmalige Bundessenatur angetreten haben. Und doch war seine Auflehnung gegen die Partei eine weit grellere gewesen als die Hoar's; denn er hatte im Präsidentenwahlkampfe von 1872 mit seiner ganzen Kraft den Gegencandidaten unterstützt, wogegen Hoar vor der Präsidentenwahl von 1900 zwar einen Hauptbestandtheil des republikanischen Programms bekämpfte, aber dann trotzdem für den republikanischen Präsidentschafts-Kandidaten einstand, übrigens noch heute seine Opposition in der Philippinenfrage fortsetzt.

Die Republikaner von Massachusetts waren fest entschlossen, Sumner seinen zeitweiligen Abfall zu verzeihen, und nur an das zu denken, was er für die republikanische Sache gethan und gelitten hatte: seine gewaltigen Kämpfe gegen die Sclavenhaltermacht vor dem Bürgerkriege, wobei er von dem süd-carolinischen brutalen Sclavereifanatiker Brooks meuchlings, als er im Senatssaale nach Vertagung der Sitzung an seinem Pult Briefe schrieb, von hinten überfallen und auf den Tod mißhandelt wurde; sein feuriges Wirken für Emancipation während des Krieges, und sein glanzvolles Auftreten gegen England wegen der von diesem damals gegen die Union bewiesenen Tücke der Bosheit

Einen traurigen Gegensatz zu der oben besprochenen zweifachen politischen Duldsamkeit der republikanischen Partei von Massachusetts gegen Sumner und Hoar bildet das Verhalten der demokratischen Partei von Missouri gegen Carl Schurz. Dieser trat am 4. März 1869, allerdings von einer republikanischen Staatsgesetzgebungsmehrheit gewählt, in den Bundessenat. Jene republikanische Mehrheit kam daher, daß in Missouri damals alle Theilnehmer an der besiegten großen Rebellion des Südens und Helfer und Helfershelfer derselben vom Wahlrechte ausgeschlossen waren. Im Jahre 1870 aber wurde Senator Schurz in Missouri einer der Haupturheber der großartigen Maßregeln, durch welche die Entrechtung früherer Rebellen und Rebellionsfreunde in Missouri aufgehoben und dadurch der Staat wieder demokratisch wurde. Ferner war Schurz im Bundessenat immer unabhängiger von der republikanischen Partei geworden und hatte sich an der Bewegung gegen Grant und für Greeley kräftigst betheiligt. Die durch besagte Maßregeln demokratisch gewordene Staatsgesetzgebung Missouri's dachte aber gar nicht daran, dem Manne, dem sie so viel verdankte, eine zweite Bundessenatur zu verschaffen, was sie so leicht hätte thun können. In den Augen Missourier Demokratie blieb Schurz einfach ein „Schwarzrepublikaner" und „Yankee-General." Am 4. März 1875 mußte er seinen Sitz im Bundessenat an einen geistig unbedeutenden Bourbonendemokraten, den früheren Rebellenoffizier Cockrell abtreten, und dieser ist seither, so oft seine Senatszeit ablief, immer wieder gewählt worden. Wenn seine jetzige Senatszeit im Jahre 1905 abläuft, wird diese persönlich achtungswerthe Mittelmäßigkeit von Missouri dem Bundessenat gerade so lange angehören haben, wie Missouri's großer Staatsmann Benton ihm einst angehörte —nämlich dreißig Jahre.

Kann sich selbst kuriren.

Gonoya ist ein französisches Mittel für beiderlei Geschlechte und kurirt Gonorrhoe Gleet unnatürlicher Fluß, Entzündung, Reizung und Eiterung der Schleimhaut. Das Mittel wird innerlich genommen zusammen mit Einspritzungen und garantirt die schlimmsten Fälle in einer Woche zu kuriren oder freie Medizin bis eine Kur statt gefunden hat. $3 per Packet oder zwei für $5. Irgendwo hingesandt nach Empfang des Geldes. Garantirt von The Kidd Drug Co., Elgin, Ill.

Per Post im Groß- und Kleinhandel in **Riggs Apotheke** Lincoln, Neb., auch eine vollständige Auswahl in Gummiwaaren. Schreiber

100 000 Mann noch nicht genug.

Der Congreß hat bekanntlich letzthin den Präsidenten ermächtigt, die reguläre Armee auf die Zahl von 100,000 Mann zu bringen.

Und schon kommen aus der Bundeshauptstadt von den verschiedensten Seiten Mittheilungen, die Administration sei zu der Erkenntniß gelangt, daß diese 100,000 Mann noch nicht hinreichen werden, das philippinische Abenteuer zu einem baldigen Abschluß zu bringen. Sie soll deshalb beabsichtigen, in der anscheinend bevorstehenden Extrasession des 57. Congresses noch weitere 50,000 Mann für die Bundesarmee zu verlangen.

Als Grund giebt man dafür an, daß in dem tropischen Klima der Philippinen die Truppen höchstens zwei Jahre Dienst zu thun im Stande seien. Es sei demnach eine starke Reservemannschaft nothwendig, um immer von Neuem einen entsprechend starken Nachschub von Truppen nach den Philippinen-Inseln senden zu können.

Und diese merkwürdige Mittheilung kommt, nachdem man in letzter Zeit in Washington nicht müde wurde, immer von Neuem zu versichern, daß der Krieg auf den Philippinen-Inseln so gut wie beendet sei!

Den Expansionspolitikern und Imperialisten freilich würde schon eine weitere Vermehrung der Bundesarmee willkommen sein. Die Verrücktheit hat sich anscheinend noch lange nicht ausgetobt. Je mehr Soldaten, desto besser ihrer Ansicht nach.

Daß auch diese auf 100,000 Mann gebrachte reguläre Armee den Krieg nicht erfolgreich wird zu Ende führen können, ist ja allerdings richtig. Aber auch eine Armee von 150,000 Mann würde nicht im Stande sein diesen, Krieg zu gewinnen.

Wie wenig selbst ein zehn- und zwanzigfach stärkeres Invasionsheer in einem Guerillakrieg ausrichten kann, läßt der klägliche Verlauf des englischen Eroberungskrieges in Südafrika erkennen. Dazu kommt das mörderische Tropenklima der Philippinen, das unsere aus einem gemäßigten Klima kommenden Truppen nur schwer zu ertragen im Stande sind.

Die Administration selber wird schwerlich im Ernste daran denken, eine abermalige Verstärkung der Bundesarmee um 50,000 Mann vorzuschlagen. Sie kann sich unmöglich darüber täuschen, daß in immer weiteren Kreisen des Publikums der philippinische Eroberungskrieg unpopulär wird, je mehr Opfer an Menschenleben und Geld erfordert und je deutlicher sich herausstellt, wie wenig dafür erreicht worden ist.

Die Kosten für Armee und Flotte haben jetzt die ungeheure Höhe von nahezu einer Million Dollars pro Tag erreicht.

Nach den Voranschlägen für das nächste Finanzjahr (1. Juli 1901 bis 30. Juni 1902) stellen sich die Ausgaben für Heer und Flotte wie folgt:

Für das Heer	$117,847,749
Befestigungen	7,227,461
Militärakademie	772,653
Flotte	78,728,973
Pensionen	145,245,230
Zusammen	$349,822,066

Die Hälfte aller der übertriebenen Bewilligungen des Congresses dient also dem Militarismus und dem Eroberungskrieg. Und wenn eine Vergrößerung des Heeres um 50,000 Mann erfolgen sollte, würde Das weitere Kosten von $60,000,000 im Jahr bedeuten.

Und was ist durch alle die großen Anstrengungen und Opfer der letzten beiden Kriegsjahre erreicht worden?

Noch immer können sich unsere Truppen auf den Philippinen, von einigen andern wenig bedeutenden Küstenplätzen abgesehen, nur in Manila und Umgegend behaupten.

Das aber hätte man weit einfacher auf friedlichem Weg erreichen können. Alle wünschenswerthen Handelsstationen und strategisch wichtigen Plätze auf jenen Inseln hätte wahrscheinlich unsere Administration unschwer ohne jenen unbedachten Krieg erlangen können.

Im Gegensatz zu den günstigen Berichten, welche die Administration von den Philippinen Inseln veröffentlicht, erfährt man durch Privatmittheilungen, daß dort die Lage sich im hohen Grade unerfreulich gestaltet hat.

Aus Manila schreibt beispielsweise der Kassirer der dortigen Hongkong Bank, A. Roß, daß unsere Philippinen-Commission kurzsichtig, ignorant und unfähig sei; daß unsere Regierung dort gründlich gehaßt werde; daß eine ernste Krisis existire und die dortigen Banken und britischen Geschäftsleute der Regierung gegenüber eine feindselige Haltung einnehmen.

Derartige ungünstige Mittheilungen kommen nicht vereinzelt, sondern von den verschiedensten Seiten und alle lauten ziemlich übereinkimmend.

Obschon Soldatenbriefe von dort einer strengen Censur unterworfen werden, kommen viele auf heimliche Weise nach den Ver. Staaten, aus denen man erfährt, daß mehr als 10,000 Mann unseres Invasionsheeres, die an Tropenfieber erkrankt sind, in den überfüllten Hospitälern keine Unterkunft und nicht einmal angemessene ärztliche Behandlung finden können. Von dem günstigen Eindruck, den die Wiedererwählung Präsident McKinley's gemacht haben soll, sei dort nichts zu verspüren. Die Eingeborenen, welche sich bewegen lassen, den Ver. Staaten den Unterthaneneid zu schwören, würden immer wieder rasch rückfällig, theils aus Furcht vor der Rache der übrigen Eingeborenen.

Das stimmt allerdings schlecht zu den offiziellen Berichten, welche von dort veröffentlicht werden; die Letzteren sind jedoch seit den Tagen von Otis einigermaßen in Mißcredit gekommen.

Wieviel besser würde es für die gesunde Entwicklung unseres Landes sein, wenn die Hunderte von Millionen Dollars, welche dieser bisher so resultatlose Eroberungskrieg schon verschlungen hat, in den Vereinigten Staaten selber verausgabt und zur Entwicklung der noch unerschlossenen Hilfsquellen verwendet worden wären! Wie unklug von einem Volk, in einem fernen Theil unseres Planeten aggressive Colonialpolitik zu treiben, wenn es noch über 600,000,000 Acres unbesiedelten Landes verfügt!

Auch unsern Expansionspolitikern könnte man das Dichterwort zurufen: „Willst Du immer weiter schweifen? Sieh, das Gute liegt so nah."

Westl. Post.

Brittischer Eigensinn.

Dem mittelalterlichen Schaugepränge, das der neue König von Großbrittanien und Irland bei seiner ersten Parlamentseröffnung entfaltete, entsprach auch seine Thronrede. In dieser sprach er pomphaft von Seinem Heere, Seiner Flotte, Seinen Kolonien und Seinem Volke, aber selbstverständlich nicht von Seinen Schulden. Trotzdem er jedoch den Ton nachäffte, den seine erlauchten Vorfahren in der guten alten Zeit anzuschlagen geruhten, zeigte er sich als bloßer Schattenkönig, sobald er auf die Versorgungsfrage anspielte. Er kündigte nämlich an, daß er der Nation alle „Krongüter" gedingungslos zur Verfügung stellen und sich hinsichtlich der Feststellung seines Einkommens auf die Großmuth des Parlamentes verlassen würde. Ungeachtet seines Purpurmantels und seines Gefolges war er also ebenso wenig ein wirklicher König, wie die maskirten Speichellecker, die um ihn herumstanden, echte Ritter und Zunftherren waren.

Deshalb braucht sich auch Niemand enttäuscht zu fühlen über die Unversöhnlichkeit, die der erste Gentleman in England den Buren gegenüber bekundete. Da er thatsächlich nur eine ihm zugewiesene Rolle spielte, so sagte er selbstverständlich auch nur das, was das Ministerium ihm vorgeschrieben hatte. Dieses wiederum ist durch den Thronwechsel nicht im Geringsten berührt worden, sondern stützt sich nach wie vor auf die Parlamentsmehrheit, die es in den letzten Wahlen errungen hat, und deren es auch jetzt noch sicher zu sein glaubt. Als Sprachrohr des Kabinets Salisbury mußte also der König erklären, daß der Krieg gegen die Buren fortgesetzt werden wird, bis sie sich vollständig unterwerfen. Erst wenn die brittische Herrschaft über die ehemaligen Republiken allgemein anerkannt worden sei, werde die Gleichberechtigung aller Weißen und eine mildere Behandlung der Schwarzen eingeführt werden.

Auch ist thatsächlich das ganze Parlament mit dieser Politik einverstanden. Die Liberalen griffen zwar das Ministerium an, tadelten seine Kriegführung und legten ein gutes Wort für die Buren ein, aber sie fügten gleich hinzu, daß sie „selbstverständlich" die Mittel zur Fortsetzung des Krieges bewilligen würden. Demgemäß unterscheiden sie sich von den Konservativen nur darin, daß sie den Freiheitskämpfern die Unterwerfung mit einigen süßen Redensarten erleichtern und ihnen allenfalls einen Schein der Unabhängigkeit lassen möchten. Was sie auch insgeheim denken mögen, öffentlich wagen sie nicht zu befürworten, daß Großbrittannien sein Unrecht eingestehen, die Feindseligkeiten abbrechen und den Buren einen ehrenvollen Frieden anbieten solle. Deshalb braucht sich das Ministerium um ihre rein „akademischen" Einwände nicht zu kümmern.

Somit ist Großbrittannien entschlossen, die Unterwerfung der Buren um jeden Preis zu erzwingen, — selbst um den der Ausrottung des tapferen Völkchens. Die Hoffnung, daß eine Mehrheit der Nation durch die opfermuthige Freiheitsliebe der Afrikander gerührt werden, oder wenigstens die Kosten zu hoch finden würde, hat sich nicht erfüllt. Viele Engländer schämen sich allerdings der Brutalität, welche die größte Seemacht der Erde gegen einen winzigen Stamm in Südafrika übt, aber sie wollen nicht die „ruhmbedeckten" brittischen Fahnen vor einer handvoll trotziger Buren senken. Lieber machen sie sich zu Mitschuldigen der habgierigen Sippe, welche den niederträchtigen Angriff auf die Burenrepubliken begonnen hat. Die „patriotische" Eitelkeit übertönt die Stimme des Gewissens.

Wie lange die Buren den kleinen Krieg noch fortsetzen vermögen, kann Niemand sagen, weil Niemand ihre Stärke und ihre Hilfsmittel kennt. Sie mögen sich noch Wochen, Monate oder selbst Jahre im Felde behaupten und dem Feinde durch kühne Streiche hier und da großen Schaden zufügen, aber wenn ihnen immer und immer wieder neue Truppen entgegengestellt werden, so muß sich ihre Kraft schließlich doch erschöpfen. Da sie ihre Gefangenen nicht festhalten können, sondern gleich wieder auf freien Fuß setzen müssen, wogegen die Briten die in ihre Gefangenschaft gerathenden Buren außer Landes schaffen, so nimmt das Mißverhältniß zwischen beiden Heeren noch fortwährend zu. Außerdem muß der Pferde- und Waffenvorrath der Freischaaren immer mehr zusammenschmelzen. Die übermenschlichen Leistungen, die sie vollbracht haben, setzen auch übermenschliche Anstrengungen voraus, denen sie schließlich erliegen müssen. Günstigere Friedensbedingungen können sie durch die Fortsetzung des Kampfes augenscheinlich nicht erreichen, und das Endergebniß kann leider nicht zweifelhaft sein.

Rheinland und Westfalen.

** Ohligs, 4 Febr. Das war trotz Ben Akiba noch nicht da: Ganz Ohligs unter der Narrenkappe. Der Ausdruck „ganz" ist berechtigt, denn alle Kreise der Bürgerschaft hatten sich gestern in der Schützenburg vereinigt, um Prinz Carneval ihre Huldigung zu zollen. Der weite, aufs prächtigste geschmückte Saal, bis auf den letzten Platz mit einer buntbemützten Schaar frohsinniger Menschen, darunter einen glänzenden Damenflor, gefüllt, bot einen eigenartigen Anblick. Um halb 7 Uhr zog der Elferrat auf. Der Präsident, Herr Schümer, richtete herzliche Begrüßungsworte an die Versammlung und ertheilte dann dem Narren Jupp Sieger das Wort, der begeistert in schwung vollen Worten die Damen feierte. Im Anschluß daran sang man das Lied „Bestrangzen der Damen", (d. Jansen) das sehr gut gefiel. Redner und Dichter wurden durch Ueberreichung eines Ordens geehrt. Nunmehr stellte sich Se. Maj der Schützenkönig Rudolf III seinen getreuen Unterthanen vor, ihnen ein Programm entwickelnd das an witzigen Wendungen nichts zu wünschen übrig ließ. Ein Lied auf den Schützenverein, das Herrn Jansen jr. zum Verfasser hatte, schloß sich in passender Weise daran. Herr Küpper sr. erfreute durch ein mit gewohnter Frische vorgetragenes Lied das ihm einen Orden eintrug. Drastischen Humor entwickelte der Narr Lescrinier der sich die Ohligser Wirtschaftsverhältnisse zum Vorwurf genommen hatte, bestens unterstützt durch „dat Plünn", sein zufällig in den Saal geratenes Ehegespons, das von dem Narren Rodenkirchen charakteristisch dargestellt wurde. Beide Redner erhielten Orden; Lescrinier, der die Wahl zwischen einer Flasche Sekt und dem Orden hatte, wählte in angeborener Bescheidenheit Beides. Diese beide Herren hatten etwas ganz Vorzügliches geleistet, Tusch auf Tusch folgte. Durchschlagend wirkte das folgende Lied „Städtische Zukunftsbilder", das die Leser auch an anderer Stelle finden. Nach Mittheilung des Präsidenten versteckte sich der Verfasser hinter dem „Redaktions"-Geheimnis; wir haben also keinen Anlaß, ihn zu nennen. Nachdem noch Herr Welcker in feinsatyrischer Weise sich über „Ohligser Sehenswürdigkeiten" verbreitet hatte, leitete das ausgezeichnete Lied „Zur Stadtverordnetenwahl", dessen Dichter zwar nicht genannt wurde, aber ein recht fideles Haus (man kann auch sagen Häusgen) sein soll, ganz vortrefflich auf die Stadtverordnetensitzung über, die aber noch einiger Vorbereitung bedurfte, so daß man noch das Lied auf den klügsten Stadtrat mit Lust sang. Die Sitzung selbst zeigte unser Stadtparlament, möglichst naturgetreu auch in der äußern Erscheinung kopiert, an der Arbeit. In harmloser Weise wurden kleine Schwächen der Stadtväter glossiert. Die Durchführung der einzelnen Rollen war eine vorzügliche.

Inzwischen waren die Kölner Gäste eingetroffen, die in prunkvollem Aufzuge, unter dem jubelnden Beifall der Menge, ihren Einzug hielten. Der alte Elferrat trat ab und der neue, durch Herrn Schümer herzlich begrüßt, an dessen Stelle. Darüber, wie Herr Josef Wingender das närrische Szepter führt, brauchen wir kein Wort zu verlieren. Können die Ohligser auch, und das ist für einen ersten Versuch viel, in Anspruch nehmen, daß sie die Stimmung aufs Beste vorbereiteten, die Wogen echt carnevalistischer Begeisterung gingen erst nach dem Eintreffen der Kölner hoch. Herr Wingender bekleidete Herrn Schümer, der ihm einen prächtigen Orden überreichte, mit der Ehrenmütze und hing ihm den Orden der Kölner Carnevalsgesellschaft um. Eine Köchenfee (Nik Dick) gab zuerst ihre Erfahrungen in zwergfellerschütternder Weise zum Besten. Dann folgte die politische Wahltagitationsrede des Barons Schneidemitz (G. Müller, ein Meisterstück seiner Satyre. Als vielseitiger Instrumentalvirtuose zeigte sich Herr Ernst Böker, einen Bombenerfolg hatte aber das Duettistenpaar Blatzheim-Wett mit seinen Schweine- und Katzenballaden und als sie sich schließlich zu entkleiden und als echte Tyroler Schnaderhüpfeln zu singen begannen, da war des Jubels kein Ende. Der Präsident Herr Wingender hat nun den in Vertretung des leider verhinderten Bürgermeisters erschienenen Beigeordneten Nippes zu sich, ihm die Ehrenmütze überreichend, worauf Herr Nippes seinen Dank aussprach und mit einem Hoch auf die Kölner Gäste schloß. Der bekannte Professor Bubbelatus gab dann eine seiner humoristischen Abhandlungen über die Gans zum Besten, Herr Nicodemus Sanftmuth (B. Keil) verhalf dem echt Kölschen Humor durch einen gelungenen Vortrag zur Geltung. Selbstverständlich wurden alle Redner in der üblichen Weise geehrt. Dazwischen wurden die herrlichen Lieder der Kölner gesungen und die ausgezeichnete Kapelle der Deutzer Pioniere ließ ihre muntern Weisen erschallen. Leider ließ sich das ganze Programm nicht abwickeln, da ein Teil der Kölner Herren den letzten Zug erreichen wollten. Der Vollständigkeit halber sei noch erwähnt, daß Herr Dekorateur Haupt durch Herrn Schümer den wohlverdienten Orden für die Ausschmückung des Saales erhielt, während der Präsident der großen Kölner Carn. Ges. den Redakteur dieses Blattes in Anerkenn